

Der Mann mit den vielen Namen.

Kriminal-Roman von Auguste Groner.

(14. Fortsetzung.)
14. Kapitel.

Frau Eise Magauer bekam eine halbe Stunde später einen Besuch, über den sie nicht wenig erschrocken war. Es kam nämlich ein Gendarm mit einem Herrn, den sie nicht kannte, zu ihr.

„Mein Herr und Gott, was ist denn?“ sammelte sie errötend.

Da klopfte ihr der Gendarm beruhigend auf die Schulter und erklärte ihr, daß er gar nichts mit ihr selbst zu thun habe, daß aber der Herr, der mit ihm gekommen sei, einige Fragen an sie zu richten habe, und daß sie diese ohne Rückhalt und nach bestem Wissen und Gewissen beantworten solle. Müller dankte dem Mann und entließ ihn, da er seiner nicht mehr bedürfte.

Als Frau Magauer die Thür hinter dem Gendarm geschlossen hatte und sich wieder Müller zuwendete, nicht die ihr freundlich zu und sagte: „So — jetzt führen Sie mich einmal in das Zimmer, das Herr Köhling bewohnt hat.“

„Geh!“ also den Herrn Köhling an?“ fragte die Frau schüchtern.

„Ja.“

Frau Magauer hatte Müller auf den Flur hinausgeführt und dort eine Thür geöffnet. Müller betrat ein nettes, freundliches Zimmer, das die Aussicht auf einen großen Garten hatte.

Er schloß, nachdem auch die Frau eingetreten war, die Thür, setzte sich auf das ein wenig harte Sofa und zeigte auf den nächsten Stuhl.

„Als auch Frau Magauer etwas umständlich Platz genommen hatte, begann Müller zu fragen.“

„Wann ist Herr Köhling bei Ihnen eingezogen?“

„Am 1. Oktober vorigen Jahres.“

„Und wann ist er abgereist?“

„Am 16. Juni.“

„Hat er gesagt, daß er wiederkommen werde?“

„Er hat gesagt, so bald würde ihn Lomdach nimmer sehen.“

„Das glaube ich auch. Und er hat alle seine Sachen mitgenommen?“

„Ja freilich. Er hat nicht viel gehabt.“

„Was hat er denn gehabt?“

„Einen Koffer und eine Reisetasche. Und daß ich's nicht vergeße, ein Padet hat er dazugebracht — ich weiß nicht, ob mit Absicht oder nicht. Wie ich das Zimmer nach seiner Abreise zusammenwengeräumt habe ist es hinter einem Paar alter Stiefel im Nachschub gelassen, die zerissenen Stiefel hat er nicht mitnehmen wollen. Das weiß ich, denn das hat er gesagt. Nachschub habe ich ihm das Padet nicht können, denn ich weiß ja nicht, wohin ich es hätte schicken sollen. Da hab' ich halt nachgeschaut, was in dem Papier ist.“

Müller war immerhin gespannt.

„Nun, was ist denn drinnen?“

Die Frau brachte es herbei. Es bestand aus einem biden Padepapier, in welchem ein Pulvergeschächtelchen, ein Paar ungemein große Filzschuhe und eine kleine Holzschachtel eingewickelt waren. An den Filzschuhen klebte noch ziemlich viel Erde. Die Schachtel war am 11. Juni des laufenden Jahres von Wien aus rekommandirt an Herrn Baron Strahl, derzeit Hotel Aréas, Venz, geschickt worden.

Was dem Adressaten aus Wien geschickt worden war, war nicht mehr zu erkennen. Es konnte jedoch nur ein kleiner und auch konnte es kein kostbarer Gegenstand gewesen sein, denn jetzt noch war die Schachtel fast ausgefüllt von dem ordinären Papier, in welches das Verfaßte eingewickelt gewesen war.

„Sie erwähnten vorhin alte Stiefel, die Herr Köhling zurückließ.“ bemerkte der Detektiv. „Sagen Sie, bitte, sie auch her.“

Die Frau brachte sie und schaute ihm dann verwundert zu, als er über jeden dieser schon ein bißchen defekten Stiefel einen der großen Filzschuhe zog.

Sie packten recht gut ineinander.

Müller ließ sich auch noch Bindfaden geben, schlug die Schuhe und die Schachtel wieder in das Papier ein und legte dann das verschürte Padet vor sich hin.

„Hätte ich's vielleicht anzeigen müssen, daß er das vergessen hat?“ fragte die Frau ängstlich.

Müller beruhigte sie mit der Bemerkung, daß es sich hier ja nur um eine Sache von geringem Werth handle, daß die Behörde mit den Schuhen auch nichts hätte beginnen können, und daß es Herrn Köhling ja freistand, sich das Vergessene nachkommen zu lassen.

„Das hab' ich mir auch gedacht,“ meinte Frau Magauer.

„Wie hat denn Herr Köhling ausgefallen?“ ergründete Müller weiter.

„Groß war er und beliebt.“ beschrieb ihn die Frau, die jetzt gar nicht mehr ängstlich war, und graue Haare und einen grauen Bart hat er gehabt. Aber er war noch immer kein alter Mann. Nur seine Augen hat-

ten einen so gar unangenehmen Blick. Aber meistens trug er dunkle Augenläser, denn er vertrug das Licht nicht.“ Und seine Zähne waren ihr aufgefallen. Sie waren häßlich gelb.

„Dieser Mann mit den vielen Namen ist ein richtiger Verkleidungskünstler.“ dachte der Detektiv, während Frau Magauer diese Beschreibung lieferte, und als sie damit fertig war, fragte er, ob sie sich nicht erinnern könne, daß Herr Köhling so um die Zeit seines Wegziehens herum mit irgend einem blauen Stoff, der stark die Farbe lasse, zu thun gehabt habe.

Die Frau schaute verwundert auf. „Merkwürdig!“ sagte sie. „Also von einem Stoff war das? Er hat gesagt, daß er sich verlegt habe.“

„An welcher Stelle hat er sich denn verlegt?“

„An der Stirn. Da hat er am Tag, bevor er wegereist ist, einen blauen Streifen gehabt.“

„Aha! Und —“

„Und da fällt mir etwas ein,“ fuhr die Frau lebhaft fort. „Hier, unter dem Fenster, ist ein Weinloch, von dem haben wir leßthin die Trauben abgenommen, und da ist ein zusammengebrühtes Stoffchen an einer Ranke aufgespießt gewesen.“

„Ein blauer Stoff?“

„Ein blauer, und der hat stark abgefärbt. Da, wo ihn der Weinloch in die Wand gedrückt hat, ist sie auch blau geworden. Sie können sich davon überzeugen.“

„Das ist nicht nötig, liebe Frau. Ich glaube es Ihnen. Viel wichtiger wäre es mir, den Stoff zu sehen. Aber das wird wohl nicht mehr möglich sein?“

„O freilich, das ist schon noch möglich. Weil es ein ziemlich großes Stück ist, hab ich es mir aufgehoben und in meine Lumpenkiste gethan. Von da wird es wohl noch keine weggenommen haben. Soll ich es holen?“

„Bitte, thun Sie das.“

Frau Magauer ging. Als sie wieder kam, hielt sie ein Stück blauen Stoffes in der Hand. Es war ein bläulicher grob gewebter Stoff von indigoblauer Farbe.

„Als Müller ihn entfaltete, bemerkte er zwei Löcher. Diese Löcher waren hineingestochen.“

„Aha, so ist die Geschichte!“ sagte der Detektiv, legte den Stoff auf sein Gesicht und schaute durch die beiden Löcher auf die häßlich verwunderte Frau. Dann schlang er sich die Enden des Stoffes um den Hintertopf und nachher um die Stirn und verknüpfte jene, so daß sein Gesicht und Haar nun ganz verhüllt, und nur die Augen frei waren.

„Sagen Sie, liebe Frau,“ sagte er gemüthlich, „wenn das Tuch jetzt noch wäre, könnte ich den Leuten morgen auch erzählen, daß ich mir einen blauen Fied geschlagen habe — oder vielleicht auch deren mehrere, denn das Tuch färbt sicherlich noch immer tüchtig ab.“

So redend hatte er seinen Kopf wieder von der Verwundung befreit.

Frau Magauer starrte ihn erstaunt an. „Du lieber Gott! Was soll denn das heißen?“ murmelte sie und mußte doch schon begreifen, was das heißen sollte, denn sie war ganz blaß geworden.

Und nun wandte sie sich eilig dem Nachschub zu und zog jenen dessen Schußschach heraus.

„Doch ich ja nicht vergeße!“ sagte sie ängstlich. „Diese Kleinigkeiten hat er auch dazugebracht.“

Müller nickte ihr zu und sagte, während er den blauen Stoff zu den Schuhen und der Holzschachtel that: „Ganz richtig, liebe Frau! Alles müssen Sie mir zeigen und alles sagen, was sich auf diesen Herrn Köhling bezieht.“

„Das thue ich ja auch,“ beeilte sich die Frau zu versichern und schob die kleine Lade auf den Tisch.

Es war nichts darin, als etliche Päckchen jener sehr langen und überaus feinen Stednadeln, wie sie die Insektenfänger brauchen, ein Umkleeschlag, in welchem sich winzige Biennetten, und eine Schachtel, in der sich etliche Pulver befanden. Dieses Schächtelchen war mit buntem Papier überzogen, und es stand mit rother Tinte geschrieben: „Gegen Husten.“

Müller nahm es an sich. „Das andere können Sie alles behalten,“ sagte er und schob der Frau die Lade wieder hin. „Und nun sollen Sie mir nur noch sagen, ob Ihnen an Herrn Köhling gar nichts auffiel während der letzten Tage, an denen er bei Ihnen wohnte.“

„Nein — es ist mir nichts aufgefallen. Unruhig war er ja immer. Zu Hause gelitten hat es ihn nur selten — nur wenn er studirt hat.“

„Was hat er denn studirt?“

„Er hat so ein dickes Buch gehabt, da sind lauter Bilder von Käfern darin gewesen.“

„Nun — und wenn er nicht studirt, dann war er unruhig?“

„Ja — und gleich böß war er, wenn man ihn gestört hat.“

„Morin gekört?“

„Ja, das weiß ich eigentlich selber nicht, denn wenn er nicht gerade gelernt hat, ist er obnehin nur immer im Zimmer auf und ab gegangen.“

„Das war also seine Gewohnheit?“

„Ja. Ich wohnte unter diesem Zimmer, da habe ich es gut hören können, dieses ewige Aufundabgehen. Es hat oft bis Mitternacht gedauert.“

Müller hatte sich erhoben. Er griff noch dem Padet und nach seinem Hut. Die Frau trat zögernd auf ihn zu.

„Was hat er denn gethan?“ fragte sie schüchtern. „Wenn sich einer so verummummt, so muß er ja etwas Fürchterliches gethan haben.“

„Ich glaube allerdings, daß es etwas Fürchterliches war,“ gab der Detektiv ernst zu. „Jedenfalls war es etwas Schlimmes. Ich möchte Ihnen nicht, daß Sie je wieder solch einen Mißthäter bekommen.“

„Mein Gott! Da werde ich wohl auch noch Scherereien haben?“ klagte Frau Magauer.

Müller beruhigte sie bezüglich dieses Punktes und ging. Er brachte Doktor Stöger das Glas, woraus Köhling dem alten Herrn zu trinken gegeben, und zeigte ihm auch das Pulvergeschächtelchen.

Doktor Stöger behauptete sofort, die charakteristische Schrift Moorlands in jenen zwei Worten zu erkennen.

Der Detektiv eilte jetzt wieder in den Lindenhof zurück. Da stellte es sich rasch heraus, daß die Sohlen der Riefenfilzschuhe, welche Köhling jedenfalls über seinen Stiefelsohlen getragen hatte, durchaus zu den Spuren paßten, die auf dem schwarzen Sofa zurückgelassen waren. Und Frau Haberleitner erkannte sofort in dem bunten Pulvergeschächtelchen dasjenige, welches sie auch an jenem fraglichen Abend ihrem Herrn hingeliefert hatte. Die Bemerkung „Gegen Husten“ hatte Herr Moorland selber darauf geschrieben.

Nachdem sich Müller diese Gewißheit verschafft, begab er sich mit dem wieder wohl verschürten Padet in den Garten.

Dort befand sich, wie Frau Morita ihm mitgeteilt hatte, die inzwischen angekommene neue Herrin des Lindenhofes.

Er erreichte sie in einem der Laubgänge, welche Gärtner Freisinger aus Weinreben gezogen hatte.

Hedwig befand sich nicht allein. Der Notar Klinger war bei ihr.

Die junge Frau zeigte sich sehr ruhig, ja es leuchtete sogar unerkennbar Freude aus ihren schönen Augen.

Sie kam Müller rasch entgegen und reichte ihm die Hand. „Sie interessieren sich ja für meinen Bräutigam,“ begann sie lebhaft, „da werden auch Sie sich über die Nachrichten freuen, welche ich heute von ihm erhalten habe.“

„Welche Nachrichten, gnädige Frau,“ konnte er Ihnen denn geben?“ erkundigte sich Müller nicht weniger lebhaft.

„Erstens ist seine Mutter schon außer Gefahr. Ihre Nerven haben sich so weit beruhigt, daß man nicht mehr das Schlimmste zu fürchten braucht. Sie bedarf nur noch großer Schonung, und sie läßt, was ich vollkommen begreife, Herbert nicht von sich.“

„Und zweitens?“ fragte Müller interessiert, als Frau Moorland nach dieser Mitteilung tiefen Athem holte.

„Die zweite Nachricht,“ fuhr Hedwig froh lächelnd fort, „ist fast ebenso gut, wie die erste. Denken Sie nur, Herr Müller, man hat Herbert schon wieder eine Stellung angetragen. Herr v. Dönhoff, den Sie gewiß auch kennen, hat Herbert einem alten Freunde empfohlen, einem der angesehensten Advokaten Wiens, der Herbert sofort engagirt. Herbert schrieb mir, daß er mit Freuden zugabte und daß er künftighin als Verteidiger fungiren würde. Am 1. Oktober wird er seine neue Stellung bereits antreten.“

„Das ist ja auffallend rasch gegangen,“ gab Müller zu. „Nun, der Herr Landesgerichtsrath weiß eben, was er da zu thun hatte. Einen, der aus solchem Grunde freiwillig auf seinen Posten verzichtet, zu protegiren, das ist eine ganz selbstverständliche Handlung.“

„Sie wissen also alles?“ sagte die junge Frau leise, und ihr Gesicht flammte dabei auf.

„Ja, entgegnete der Detektiv ernst, ich weiß, daß da ein glütiger, impulsiver Mann einem anderen dazu verhelfen wollte, moralisch und gesellschaftlich wieder emporzukommen, und daß er dafür ein großes Opfer brachte und eine kleine Ungefelmäßigkeit beging. Gnädige Frau dürfen stolz auf Ihren Bräutigam sein.“

Wieder flammten Hedwigs Wangen, aber diesmal hatte ein stolzes und frohes Gefühl ihr Blut in Wallung gebracht.

„Jetzt habe ich Sie um etwas zu fragen,“ fuhr Müller fort.

Die beiden waren soeben bei Klinger, der sich ein wenig zurückgezogen hatte, angelangt. Die Herren reichten einander die Hand, aber Müller redete sogleich weiter.

Er fragte, ob Diebe damals, als sie ihn, gleich nach ihrer Verheirathung, ihrem Großvater vorgestellt hatte, von diesem eine Urkunde bekommen habe. Dabei beschrieb er ihr genau die Kette, welche er an Herrn v. Uelgen gesehen und deren Gegenstück sich jetzt noch im Lindenhof befand.

Hedwig verneinte und erwähnte,

daß Großvater Joseph so mancherlei Eigenheiten gehabt habe, namentlich eine ausgesprochene Abneigung, sich von seinem Besitz zu trennen. Niemals habe er ihr, die doch sein Lieblingskind gewesen, etwas von dem Familienschmud und den sonstigen Andenken geschenkt. All das von ihm gesammelte und getreulich Aufbewahrte sollte bis zu seinem Tode und noch darüber hinaus im Lindenhof verbleiben. Die merkwürdige Sache davon, daß sofort nach seinem Ableben all sein Besitz zerflattern könne, hatte ja auch den alten Herrn zu der Bestimmung veranlaßt, daß sein Testament erst ein Vierteljahr nach seinem Tod eröffnet werden dürfe.

Man war soeben am Ende des Laubganges angekommen, und da befand sich an einem Punkte, der einen hübschen Ausblick auf den Garten und das Gebirge bot, eine Bank. Auf diese deutete Müller, und man ließ sich nieder.

„Ich habe Ihnen eine Entdeckung mitzutheilen, gnädige Frau, die Sie immerhin etwas erregen wird,“ begann er, und fuhr mit einem Blick auf Klinger fort, „und über die Sie, Herr Notar, recht froh sein werden.“

„Das lautet ja,“ sagte Klinger, „als ob Sie schon —“

„Den Richtigen hätten!“ meinte der Detektiv lächelnd. „Nun, so weit bin ich leider noch nicht, aber ich habe geründete Ursache anzunehmen, daß ich ziemlich bald nicht nur seinen Namen, sondern auch ihn selber haben werde.“

Hedwig und der Notar schauten ihn sprachlos an.

„Sie haben ja nicht nur ein Verzeichniß der Geldwerte des Verstorbenen, Sie haben, wie Sie schon erwähnten, auch eines seiner Schmudstücke?“

Klinger griff in seine Brusttasche. „Ich habe es sogar bei mir,“ sagte er errötend. „Ich wollte es heute der gnädigen Frau ausliefern, damit sie sich selber davon überzeugen können, daß —“

„Daß nicht mehr alles da ist,“ ergänzte Müller den begnügten Satz. Klinger sprang empor. „So ist auch diese Sorge gerechtfertigt?“ murmelte er.

Der Detektiv nickte. „Freilich ist sie gerechtfertigt,“ meinte er ironisch lächelnd. „Der Dieb ist in dieser Hinsicht übrigens bescheiden gewesen. Er hat durchaus nicht alles genommen, aber doch ein paar sehr schöne Stücke.“

„Woher wissen Sie das?“ fragte Hedwig langsam. Es war als wollten ihr die Worte nicht von den Lippen, und sie war ein bißchen blaß geworden.

Müller schaute sie mitleidig an. „Ich habe sie selbst an dem Manne gesehen.“

„An welchem Manne?“

„An — Fritz Diebe.“

„Jetzt war Hedwig noch bleicher. Sie zitterte.“

Eine gute Weile redete keines von den dreien.

Dann erhob die junge Frau wieder das tiefgestaute Haupt und fragte mühsam: „Alfo Diebe war es?“

„Ja. Aber hier hieß er nicht Diebe, hier hieß er Köhling.“

„Jetzt fuhr der Notar zusammen. Köhling! Aber das ist ja ungläublich,“ rief er. „Da hat Diebe also in einer Maske hier gelebt. Köhling schien ein guter Fünftziger zu sein, und Ihr gewesener Mann, gnädige Frau, ist ja doch viel jünger.“

„Er ist jetzt siebenunddreißig Jahre alt,“ erklärte Hedwig und sah dann voll trauriger Gespanntheit auf den Detektiv. „Sie wissen, warum ich mich von ihm scheiden ließ?“

„Ja, gnädige Frau. Doktor Fehler erzählte mir aus ganz bestimmten Gründen alles, was er von Fritz Diebe weiß. Darf ich vor dem Herrn Notar weiter reden?“

„Reden Sie immerhin. Das alles kann ja nun nicht mehr verborgen bleiben.“

„Frau Moorland,“ begann Müller, sich gegen Klinger wendend, „ließ sich von Fritz Diebe scheiden, weil sie erfahren hatte, daß er ein abgestrafter Betrüger ist. — Alles andere bezüglich dieser Ehe und des ferneren Lebens der Dame ist Ihnen, wie ich annehme, bekannt.“

Klinger verneigte sich. „Die gnädige Frau hat uns geteilt ihr Vertrauen geschenkt,“ erwiderte er.

„Dieses halber,“ setzte der Detektiv seine Erklärung fort, „bin ich in Stuhlweihenburg und dann in Asch gewesen. In Asch hat mich Doktor Fehlers Brief getroffen, und so bin ich auch hierher gekommen. Ich habe nämlich schon dort so ziemlich sicher gewußt, daß Fritz Diebe auch in diese Sache hier verwickelt ist.“

Hedwig erhob jäh den Kopf. „In welche Sache ist er denn noch verwickelt?“ forschte sie mit fast verfallender Stimme.

Als Müller ihr nun so merkwürdig ernst in die Augen schaute, begriff sie urplötzlich, daß noch irgend etwas Schreckliches geschehen sei.

„Reden Sie nur!“ würgte sie mühsam heraus.

Da sagte er leise: „Ich habe Diebe auf der „Seeschwalbe“ kennen gelernt.“

Klinger beugte sich weit vor. „Das ist das Schiff, auf welchem Ihr Herr Bruder sich erschog.“

„Es ist das Schiff, auf welchem vermeintlich Doktor Fehler erschossen wurde,“ berichtete Müller.

Nun begriff Hedwig alles. Sie

sah einen tiefen Seufzer aus und dann schloß sie, wie um Gräßliches nicht zu sehen, die Augen.

Erst als sie sich wieder ein wenig gefaßt hatte, bat sie Müller durch eine milde Geberde, weiter zu reden.

Kurz und klar schilderte Müller dem Notar Klinger und Hedwig die Vorgänge auf der „Seeschwalbe“, Herrn v. Uelgens seltsame Art, das Schiff zu verlassen und seine so merkwürdig schnelle Umkehr. Bis zu den Entdeckungen der letzten Stunde führte er sie, und als sie all dies wußten, kam er noch einmal auf den gestohlenen Schmud zurück.

Auf das Verzeichniß deutend, das vor Klinger lag, sagte er: „Ich glaube, daß ich außer der bemuhten Uhrseite noch zwei Nummern aus Ihrem Verzeichniß beschreiben kann. Herr v. Uelgen trug nämlich, jedenfalls um sich als wohlhabender Mann zu zeigen und als Mann von Familie, etliche sehr schöne alte Schmudstücke. Darunter fiel mir außer der Kette noch ganz besonders ein alterthümlich gefahter Ring auf, dessen Mittelstein, ein Brillant, von blauen Saphiren umgeben ist.“

„Stimmt!“ sagte Klinger, in das Verzeichniß schauend. „Ein Brillant mit sechs Saphiren.“

„Ferner,“ fuhr Müller fort, „trug Uelgen auch eine Kravattennadel, welche die Form einer Ura hatte.“

„Einer Ura, besetzt mit Brillanten und Korunden,“ las Klinger von dem Verzeichniß ab.

„Stimmt!“ sagte jetzt der Detektiv. „Mehr braucht es nicht, um den Mann auch dieser That zu überführen. Ein Räthsel aber bleibt noch immer zu lösen. Wie kann Diebe es in Erfahrung gebracht haben, daß Doktor Fehler an jenem bestimmten Tage von Triest nach Alexandrien fahren wollte?“

Bis hierher hatte Hedwig schweigend seinen Darlegungen zugehört. Jetzt lachte sie bitter auf. „Auch das braucht kein Räthsel zu bleiben,“ sagte sie, „denn ich selbst habe es ihm ja gesagt.“

15. Kapitel.

Frau Nora war mit ihrer Toilette beschäftigt. Das stumpfe Schwarz tiefer Trauer, das zu tragen sie jetzt abermals gezwungen war, stand ihr nicht gut, das wußte sie, und deshalb puzte sie es mit ganzen Wolken von gepreßtem Krepp auf, in dessen feinen Wellen sich genug Licht verding, um einen sanften Glanz um die jetzt recht ungeru Trauernde zu verbreiten.

Sie hatte mit Egon eine große Hoffnung begraben müssen, und nun verdroß es sie, daß sie sich solch große Mühe gegeben hatte, ihn, der sie eigentlich immer recht schlecht behandelt, für sich zu gewinnen.

Ja, Frau Nora war in dieser Zeit recht über Stimmung. Es war ihr, die im Hause ihres Schwagers sich ja doch einigermaßen beherrschen mußte, recht angenehm, daß sich ihr jetzt Gelegenheit bot, ganz ungenirt diese Stimmung andere fühlen zu lassen.

Der, für den sie sich heute so viel Mühe mit ihrer Toilette gab, war Fritz Diebe, der sich ihr freilich nicht unter diesem Namen, sondern als Baron Strahl vorgestellt hatte. Mit ihm sollte sie heute, wie dies auch früher schon oft geschehen war, in einem separirten Zimmer eines eleganten Restaurants zusammentreffen. Der Baron hatte sie in einem von Sehnüchtl überreichten Brief um diese neuerliche Zusammenkunft gebeten. Das Schreiben war schon Vormittags gekommen, und im ersten Augenblick war Nora entschlossen gewesen, dem Ruf dieses Schwunders nicht Folge zu leisten. Gar keiner Antwort wollte sie ihn würdigen, diesen infamen Menschen, der natürlich nur sein Spiel mit ihr trieb.

Seit Hedwig geredet, war Nora sich darüber zweifellos klar geworden, daß dieser Mensch sie nur als Mittelsperson benützt hatte, denn nun war es ihr bewußt geworden,

daß er ja eigentlich recht viele Fragen an sie gestellt hatte, die sich auf ihre Hausgenossen, die von ihr so gründlich gehätselt Gouvernante, bezogen hatten. Er war nur so außerordentlich vorichtig zu Werke gegangen, daß sie nicht selbst darauf gekommen war.

Erst Hedwig hatte ihr die Augen öffnen müssen, und jetzt noch stieg der hübschen Frau das Blut ins Gesicht, wenn sie an jene Scene dachte.

Sie hatte die Demüthigung, welche sie damals erfahren, noch nicht überwunden, und wenn sie auch einiges Dankgefühl empfand für die Warnung, die ihr geworden, war es ihr auch wieder leid, daß man sie in dieser interessanten Liebschaft gestört hatte. Schon die Heimlichkeit allein war ein großer Reiz, und Baron Strahl war ja wirklich nicht nur ein schöner, er war auch ein interessanter Mann. „Fliegender Holländer!“ Wie junge Mädchen doch auf so treffende Vergleiche kommen!

Ihr war es nie eingefallen, diesen Menschen so zu kennen, und doch forderte seine dunkle, unbeimliche Schönheit, seine Unrast, sein geheimnißvolles Kommen und Gehen geradezu zu diesem Vergleich heraus.

Und nun war er nur ein ganz gewöhnlicher Burfche, ein gewöhnlicher Sträfling!

Frau Nora fühlte sich also eigentlich beleidigt, allein sie hatte auch jetzt noch nicht vergessen können, wie viele Anreger sie dem heimlichen Verleber mit ihm zu danten hatte, und hauptsächlich dieser Erinnerung verbandte es Fritz Diebe-Strahl, daß sie noch einmal zu ihm kommen wollte.

Es würde auch heute sehr anregend für sie sein, dieses letzte Zusammenreffen, denn heute würde sie mit Zins und Zinseszinsen zurückzahlen, was er an ihr gekündigt hatte.

Dieses edlen Vorsatzes voll legte Frau Nora die letzte Hand an ihre Toilette und verließ dann das Haus.

In einem eleganten Zimmer des ersten Stockes eines der großen Lindenhofrestaurants legte der Kellner den eben die letzte Hand an den mit den ausserlesenen Delikatessen besetzten Tisch. Wünschen der Herr Baron sonst noch was?“ fragte er den am Fenster stehenden Herrn.

„Nein — es ist gut,“ bemerkte dieser zu dem daraufhin sofort verschwindenden Jüngling. Mit sehr vergnügter Miene ging der Herr im Zimmer auf und ab, setzte sich dann auf einen Stuhl, den er vorher ans Fenster gerückt, und zog einen Brief aus der Tasche, dessen Letztüre ihm sehr zu gefallen schien. Er piffte leise vor sich hin, dann faltete er den Brief wieder zusammen und legte ihn vorsichtig in seine Brieftasche. „Dieser Franzosi ist doch ein brauchbarer Burfche,“ murmelte er. „Nun, er weiß auch, warum er sich Mühe gibt! — In Lomdach also denkt kein Mensch an mich, und hier erst recht nicht. Kommt ja doch sogar das alte Schächtelchen wieder!“

Er trat an den Tisch und goß sich ein Glas Wein ein, das er mit großem Behagen leer trank. Da ließ sich vor der Thür eine Stimme vernehmen. „Ist der Baron schon hier?“ erkundigte man sich.

Nach ehe eine Antwort erfolgen kann, ertönt ein Fritz Diebe-Strahl auf der Schwelle. „Gewiß bin ich schon hier,“ sagte er. „Ich warte schon seit einer Stunde.“

Galant zieht er Noras Hand an die Lippen, und während sich die Thür wieder schließt, blendet er die junge Frau schmachtend an.

„Weiber in tiefer Trauer?“ fragt er. „Ich nehme an, daß Dein Schwager gestorben ist.“

Dabei führt er Nora zu dem reizenden Schemel, der in einer der Fensterecken hergerichtet ist, und rückt ihr einen Sessel zurecht.

(Fortsetzung folgt.)



Diurnist (der eine geschenkte Zigarre raucht, zu einem Kameraden): „Du, rich' mal, wie die Zigarre ist! Die Leute schauen gar so her.“